Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten

Band: 88 (2001)

Heft: 11: Besondere Museen = Musées particuliers = Particular museums

Artikel: Von Gurken, Sparsamkeit und Halbschuharchitekten : ein Gespräch mit Kurt Thut und Robert Haussmann aus Anlass ihres 70. Geburtstages

Autor: Sonderegger, Christina

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-65831

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von Gurken, Sparsamkeit und Halbschuharchitekten

Ein Gespräch mit Kurt Thut und Robert Haussmann aus Anlass ihres 70. Geburtstages

werk: Wir befinden uns im Zürcher Restaurant LaSalle, einer gläsernen Box, die als autonome Innenarchitektur in der alten Schiffbauhalle steht. Was halten Sie von diesem Ort?

Kurt Thut: Ich muss den Raum zuerst auf mich wirken lassen, denn ich bin zum ersten Mal hier. Doch der erste Eindruck ist sehr gut. Ich fühle mich wohl.

Robert Haussmann: Ich finde es eine sehr schöne Arbeit von Peter Kern. Es handelt sich hier um den eher seltenen Fall von echter Innenarchitektur. Ich meine damit selbständige Architektur im Innern eines Gebäudes, das zudem – wie hier – zu einem ganz anderen Gebrauch bestimmt war. Ich selbst konnte das leider nur selten machen. Der Hauptbahnhof in Zürich war eine ähnliche Aufgabe. In diesem Sinne akzeptiere ich den Begriff der «Innen»-Architektur.

werk: Worauf kommt es Ihrer Meinung nach bei guter Innenarchitektur wirklich an?

Haussmann: Vielleicht bin ich in dieser Beziehung etwas altmodisch, aber ich finde, dass sowohl für gute Innenarchitektur als auch für gute Architektur weiterhin die Vitruv'schen Regeln gelten sollten: Nützlichkeit, Beständigkeit und Angemessenheit der Mittel. Da ich als Architekt gewohnt bin, Architektur vom Inneren her, von den Raumfunktionen und Raumfolgen her zu entwickeln, habe ich mit der Trennung der beiden Disziplinen in Innen- und Aussenarchitektur jedoch meine liebe Mühe. Eigentlich sind es zwei Aspekte derselben Sache. Es ist derselbe Beruf mit einer Massstabsveränderung.

In Deutschland, wo ich lange Zeit als Dozent tätig war, gibt es diese klare Trennung. Weil ich nicht wollte, dass die Innenarchitekten eine Art

«Halbschuharchitekten» werden, habe ich diese Unterscheidung ganz bewusst aufgehoben und meinen Lehrstuhl provokativ auf ein Architektur-Programm mit gewissen Schwerpunkten ausgerichtet. Eigentlich sollte es ja gerade umgekehrt sein, als es in der Regel ist. Zuerst sollte man Architekt sein, und dann kann man sich zum Innenarchitekten spezialisieren – vergleichbar mit der Medizin, wo sich die Fachärzte nach der Grundausbildung spezialisieren. Innenarchitekten sind diejenigen Architekten, die sich auf spezifische Probleme des Innern und des kleineren Massstabes konzentrieren. Ich wollte nie dazu Hand bieten, dass der Innenarchitekt zum Möbelverkaufsgehilfen oder zum Dekorateur degradiert wird.

Thut: Damit etwas gut wird, müssen sehr viele Aspekte stimmen. Wichtig ist, dass es funktioniert und dass die Atmosphäre angenehm ist, wie bei diesem Restaurant hier. Wie man das erreicht, hängt von der Sprache und den verwendeten Mitteln ab. Insofern teile ich Roberts Meinung. Ich selbst habe 1975 aufgehört zu bauen und Inneneinrichtungen zu machen. Damals stellte sich mir die Frage, ob ich die väterliche Schreinerei übernehmen soll, was ich dann auch tat. Zuvor hatte ich auch Häuser gebaut. Nach der Kunstgewerbeschule in Zürich war ich in einer Art Hochbauzeichnerlehre bei Hans Fischli und habe dort gelernt, wie man Fundamente und Kanalisationen zeichnet und Häuser baut. Eigentlich wollte ich Architekt werden, ein berühmter Architekt natürlich. Das ist mir dann nicht gelungen, und so habe ich mich für die Schreinerei meines Vaters entschieden.

werk: Wenn man heute das aktuelle Möbeldesign oder auch Innenräume betrachtet, kann man feststellen, dass vergangene Designrichtungen, wie beispielsweise die der Siebzigerjahre wieder aufgenommen werden. Worauf führen Sie diese Entwicklung zurück? Gibt es nichts Neues mehr?

Haussmann: Das ist ein Thema, das mich schon seit mehr als dreissig Jahren beschäftigt. Vielleicht stimmt der Ausspruch des Predigers Salomo: «Nichts Neues unter der Sonne» wirklich. Ich bin zum Schluss gekommen, das Ganze wie ein riesiges Spiel zu betrachten, das immer schneller gespielt wird. Prinzipiell gibt es gar nicht so viele Möglichkeiten, etwas neu zu machen. Der beschränkten menschlichen Fantasie und der ebenso limitierten Zahl an Gestaltungsabsichten und -möglichkeiten entspringen in einer Art ewigem Kreislauf immer wieder dieselben Antagonismen: Reduktion versus Üppigkeit, Organisches versus Geometrisches, Bewahren contra Erproben und Ordnung gegen Chaos. Die klassische Stilentwicklung macht uns diese Entwicklung vor, diesen Wandel vom Archaischen zum Klassischen, zum Barocken bis hin zum Manierierten, um dann in einer grossen Reinigung wieder zum Alten zurückzukehren. Die Rotation der einzelnen Attitüden, Moden und Stile passiert zudem nicht synchron; sie beeinflussen sich gegenseitig. Dadurch entstehen immer neue Konstellationen von Querbezügen und Rückgriffen. Es kommt mir manchmal vor wie ein Schachspiel, bei dem es zwar unzählige Möglichkeiten gibt, die Figuren und Regeln aber immer dieselben bleiben. In Gang gehalten werden die Kreisläufe durch gesellschaftliche Bedürfnisse, durch neue Materialien und technische Möglichkeiten. Vor allem aber ist es das menschliche Bedürfnis nach Abwechslung, das den ständigen Wechsel in Schwung hält. Ob es allerdings wirklich etwas Neues gibt, frage ich mich.

Thut: Ich habe da meine spezifischen Erfahrungen als Fabrikant gemacht. Angesichts des Wachstums der Erdbevölkerung und der gleichzeitig stagnierenden Materialressourcen wird die Sparsamkeit zu einem wesentlichen Gestaltungsfaktor werden. Nehmen wir zum Beispiel den Energieverbrauch oder die Transportkosten. Wenn Waren in der Welt herumgeschickt werden, müssen Volumen und Gewicht reduziert werden. Als Hersteller betreffen mich diese Faktoren ganz direkt. Zudem, und das ist ein weiterer Grund sparsam zu sein, ist man aufgrund des ungeheuren Verdrängungswettbewerbes unter den Fabrikanten gezwungen, mit weniger Aufwand mehr zu produzieren.

Haussmann: Dabei gilt zu bedenken, dass du und ich mit unserem Geschmack und unseren Produkten nur ein ganz winziges Segment davon abdecken, was weltweit an Pompösem und Hässlichem produziert wird. Die meisten Grosshersteller denken und handeln bei weitem nicht so sparsam. Unsere paar Tische und Stühle fallen dabei nicht ins Gewicht.

Thut: Ich möchte nochmals auf die Triebfedern des Neuen zurückkommen, die du Robert vorhin erwähnt hast. Charles Eames ist für mich ein gutes Beispiel dafür, dass neue Materialien neue Formen und Produkte hervorbringen können.

Haussmann: Ähnliche Entwicklungen können auch neue Fertigungs-Technologien auslösen. Dank computergesteuerten Maschinen ist es heute möglich, Dinge herzustellen, die früher gar nicht oder nur von Hand zu unerschwinglichen Preisen produziert werden konnten. Trotzdem gibt es aber deshalb nicht ganz neue Sachen, sondern lediglich andere Möglichkeiten, Kombinationen und Preise.

Thut: 1986 entstand mein Schrank aus Aluminiumblech. Er kostete damals 5000 Franken. 1992 kam eine gewaltige Rezession, und mit ihr die Kurzarbeit in unseren Betrieb. Ich war gezwungen, einen Schrank zum halben Preis zu machen. Das war die Motivation für den Folienschrank. Nicht die Idee, einen leichten Schrank aus Flugzeugmaterialien zu erfinden, sondern das wirtschaftliche Diktat führte zu diesem Entwurf. Die Wahl der Materialien hing auch mit meinem Sohn Daniel zusammen, der als gelernter Flugzeugmechaniker und passionierter Segelflieger Leiter der Fabrikation ist.

Haussmann: Dass der Schrank zu einer Zeit entstand, als Mobilität gross geschrieben war, ist also somit eher ein glücklicher Zufall?

Thut: Ja. Dasselbe gilt für das Scherenbett. Ich wollte diesen Entwurf nicht um der Mobilität willen machen. Der Ansatz bestand darin, ein Bett aus möglichst wenig Material zu entwerfen. Ich habe versucht, das Bett auf das Wesentliche – und das sind die Latten – zu reduzieren. Aufgrund verschiedener Stabilitätsversuche habe ich die Latten auch verschränkt. Erst dann stellte ich fest, dass ich es eigentlich mit einem Pfannenuntersatz zu tun hatte. Es war nicht umgekehrt. Insofern kann man das Scherenbett auch als eine Neuinterpretation eines uralten Prinzips betrachten.

werk: In der Ausstellung im Museum für Gestaltung «Gut in Form» wurde neues Schweizer Design der Haltung der «guten Form» gegenübergestellt. Wie interpretieren Sie diese Gegenüberstellung?

Haussmann: Ich finde es eine gute Idee, einen solchen Vergleich zu wagen. Ich war erstaunt, mehr Gemeinsames als Gegensätzliches zwischen der Auswahl von Bill und den neuen Objekten zu finden. Als ich in den Sechzigerjahren im Auswahlgremium der «guten Form» an der Mustermesse in Basel war, habe ich miterlebt, nach welchen Gesichtspunkten ausgewählt wurde. In der Regel waren es einfache, wenn möglich kubische Gegenstände. Ich selbst wurde einmal beinahe aus dem Werkbund hinausgeworfen, weil ich fand, die Stühle dürften hinten auch gerundet sein, weil der Po schliesslich auch rund sei. Die Auswahl war sehr streng und restriktiv.

Heute ist sie beliebiger. Und damit wären wir wieder bei der jetzigen Ausstellung. Das Gemeinsame sehe ich in der hohen Qualität, im sorgfältigen und einfallsreichen Umgang mit dem Material, in der Detailpflege und in der formalen Disziplin, aber auch in einer klugen Anwendung der verfügbaren Fertigungstechniken. Dennoch, ich finde das Ganze etwas langweilig. Das hängt damit zusammen, dass es nichts Widerborstiges hat und dass keine Antithesen formuliert wurden. Vielleicht bin ich etwas ungerecht. Es mussten ja schliesslich realisierte Produkte sein. Bill machte das sehr geschickt, indem er Beispiele aus dem Ingenieurbau, aus der Wissenschaft, der Kunst und der Architektur nahm. Vielleicht gäbe es dort Interessanteres zu finden als bei den Gebrauchsgegenständen.

Thut: Dass die Ausstellung abgesehen von einzelnen Schweizer Design-Klassikern nur Produkte der letzten 5 Jahre zeigt, empfinde ich als Schwäche. Mir fehlen da entscheidende Entwürfe. Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass bei der Wanderausstellung «Die gute Form», deren Bildtafeln wir hier sehen, mit Max Bill eine einzige Person die Auswahl getroffen hat. Bei den neuen Produkten hingegen trafen mehrere Personen die Auswahl, und zwar mit einer weniger «restriktiven» Auffassung, als Bill sie hatte.

werk: Welche Beziehung haben Sie zu jungen Designern und Innenarchitekten? Wo sehen Sie sich als Mentor und wo fühlen Sie sich nicht mehr verstanden?

Thut: Ausserhalb des Betriebes habe ich keinen grossen Austausch mit jungen Leuten. Es sei denn, ich bin in einer Jury. Dort merke ich dann, dass ich die Jungen und ihre Sprache verstehe und auch verstanden werde. Im Betrieb hingegen diskutiere ich mit den Praktikantinnen oder mit meiner Tochter und meinen Söhnen, die alle gestalterisch tätig sind.

Haussmann: Zum einen war ich jahrelang Lehrer. Zuerst an der damaligen Kunstgewerbeschule, dann an der ETH und zuletzt an der Stuttgarter Kunstakademie. Zum anderen führe ich zusammen mit meiner Frau ein Büro, das eine Art Durchlauferhitzer für junge Leute war und immer noch ist. Der Kontakt zu meinen Studenten und ehemaligen Mitarbeitern ist immer noch eng. Dabei geht es mir weniger darum, ob ich sie verstehe, als darum, ob ich noch verstanden werde. Denn an sich bin ich durch neue Töne oder Attitüden wenig zu erschrecken. Und ob diese wirklich so neu sind, darüber haben wir ja schon gesprochen.

werk: Glauben Sie, dass es die 25-jährigen Gestalter heute einfacher oder schwerer haben als Sie damals?

Thut: Ich finde, dass sie es schwerer haben. Ich habe den Eindruck, damals hat man auf uns gewartet. Wir hatten beispielsweise keine Probleme, eine Stelle zu finden. Ich hatte mit 25 gerade geheiratet, das erste Kind kam, und dann machte ich den Showroom bei teo jakob in Bern. Alles zusammen. Ich glaube, ich würde es wieder so machen.

Haussmann: Nach dem Krieg hat man eine gute Zeit angetroffen, wenn man etwas drauf hatte. Es gab viel zu tun, aber man musste auch etwas leisten. Als ich mich, zusammen mit meinem Bruder, dazu entschloss, das väterliche Einrichtungsgeschäft weiterzuführen und umzukrempeln, mussten die passenden Möbel erst einmal geschaffen werden. Weder Mailand noch Köln boten Brauchbares an.

Thut: Doch es gab schon Gutes, aber das verkaufte der Wohnbedarf.

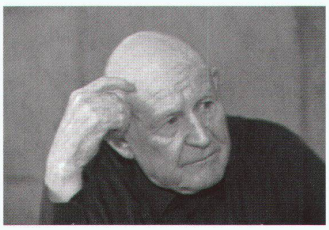
Haussmann: Sonst gab es nur grässliche Möbel, «Gurken» und so pompöses Zeug: Heimatstil und Gelsenkirchner-Barock. Auch heute gibt es noch viel Schreckliches. Wenn man durch die Kölner Möbelmesse geht, ist das, was wir machen, so verschwindend klein – wie ein «Muggeseckeli».

Thut: Dazu möchte ich noch Folgendes anfügen. Willy Guhl wurde einmal gefragt, warum er immer weitergemacht und nie aufgehört habe, wo er doch zu einer kleinen Minderheit gehörte. Er hätte sich doch der Mehrheit anschliessen können. Auch du und ich, Robert, gehören zu dieser Minderheit. Und seit ich abstimmen gehe, gehöre ich auch immer zur Minderheit. Aber ich gehe trotzdem. Es gibt genug Beispiele dafür, dass die Minderheit sich durchsetzt und die Oberhand gewinnt. Man denke nur an die vielen Abstimmungen über das Frauenstimmrecht. Diejenigen, die dafür waren, haben ihre Überzeugung auch nicht zugunsten der Mehrheit aufgegeben.

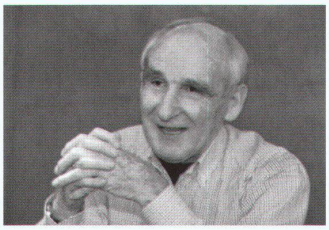
Christina Sonderegger

Robert Haussmann, Innenarchitekt und Dozent, führt zusammen mit seiner Frau, der Architektin Trix Haussmann-Hoegl, die Allgemeine Entwurfsanstalt in Zürich. Kurt Thut, Designer, Konstrukteur und Unternehmer, Möriken und Zürich.

La traduction française intégrale de l'interview figure dans la vsi.asai.-Info d'octobre 2001. La traduzione italiana non apparirà in questo numero per mancanza di spazio.



Robert Haussmann
Fotos: Dick Vredenbregt, Zürich



Kurt Thut